

V. Würdigung und Synthese

Werner Meyer

1 Die burgenkundliche Bedeutung der Forschungen in der Burg Zug

Die im vorliegenden Werk ausgebreiteten Ergebnisse der jahrelangen Grabungen und Bauuntersuchungen in der Burg Zug sowie der mühevollen Auswertung aller Funde und Befunde bedeuten einen Meilenstein für die schweizerische wie auch die internationale Burgenforschung. Es ist gelungen, die Bau- und Nutzungsgeschichte des Burgplatzes von den Aufzeichnungen des 20. Jh. im Sinne der *oral history* rückwärts bis zu den Anfängen im frühen Hochmittelalter zu rekonstruieren und damit die Entwicklung eines befestigten Gebäudekomplexes mit Zentrumsfunktion in einer Vollständigkeit nachzuzeichnen, die ihresgleichen sucht.

Merkwürdigerweise entspricht die Publikation über die Burg Zug im Gesamtkonzept und in den Forschungsansätzen am ehesten dem monumentalen, 1925–1932 sukzessive vorgelegten Werk von Nils Lithberg über Hallwil AG, das am Anfang der wissenschaftlichen Burgenarchäologie in der Schweiz steht und lange Zeit ohne Nachfolge geblieben ist.⁸³⁰ Als sich seit 1950 in der Schweiz die nach archäologischen Grundsätzen betriebene Burgenforschung allmählich durchzusetzen begann – übrigens gegen den Widerstand von Eugen Probst, der damals noch Präsident des Schweizerischen Burgenvereins war –, konzentrierten sich die wissenschaftlichen Bemühungen auf die Freilegung von Burgplätzen mit wenig sichtbaren Mauerresten oder von Ruinen, die spätestens im Laufe des 15./16. Jh. aufgelassen worden waren. Auf diese Weise blieb es den Burgenforschern erspart, sich Gedanken über den Aufbau einer *Archäologie der Neuzeit* zu machen, deren Bedeutung durch die immer häufigeren Grabungen in historischen Stadt- und Dorfkernen von Jahr zu Jahr sichtbarer in Erscheinung tritt. Als dann ab 1967 die Erforschung der Burg Zug einsetzte, ging es bezeichnenderweise zunächst um die Befunde im Boden. Denn der wissenschaftliche Leiter, Hugo Schneider, hatte seine burgenarchäologischen Erfahrungen auf Burgplätzen und Ruinen gesam-

melt. Bauforschungen, das heisst Untersuchungen am aufgehenden Mauerwerk, wurden erst ab 1974 vorgenommen, gewissermassen als Vorbereitung für die projektierten Restaurierungsarbeiten.

Der etwas verwaahlte Gebäudekomplex der Burg Zug bildete in den Jahren um 1970–1980 in der Schweiz nicht das einzige Beispiel für einen noch erhaltenen Herrschaftsbau mittelalterlicher Herkunft, der eine archäologische und bauanalytische Untersuchung erfuhr. In Bümpliz, einem eingemeindeten Vorort von Bern, erhoben sich die ebenfalls heruntergekommenen Gebäulichkeiten des Alten Schlosses, deren Umfeld 1966 und 1970 archäologisch erforscht wurde und deren aufgehendes Mauerwerk aus dem 15. bis 19. Jh. im Zuge einer umfassenden Sanierung einer gründlichen bauanalytischen Untersuchung unterzogen wurde. Dabei zeigte sich, dass Bümpliz und Zug in der Bau- und Siedlungsentwicklung – namentlich in der Zeit des Hochmittelalters – ähnliche Züge aufweisen. Dass die wissenschaftlichen Berichte über die Forschungen im Alten Schloss von Bümpliz und in der Burg Zug nun kurz hintereinander veröffentlicht werden, mag als Zufall der Wissenschaftsgeschichte zur Kenntnis genommen werden.⁸³¹

Von den Funden und Befunden her bietet Bümpliz ein ungleich bescheideneres Bild als Zug, was auf die stärkeren Störungen und Zerstörungen am Mauerwerk und an der Stratigraphie zurückzuführen ist, aber auch mit den grossen Einschränkungen zusammenhängt, denen die Grabungen und Bauuntersuchungen in zeitlicher, finanzieller und rechtlicher Hinsicht ausgesetzt waren.

Auch wenn sich zwischen den Befunden von Bümpliz und Zug manche Vergleiche aufdrängen, kommt dem Material von Zug mit den reichhaltigen Funden, der bedeutenden Bausubstanz mittelalterlicher Zeitstellung im aufgehenden Mauerwerk sowie den akribisch genau dokumentierten Bauabfolgen ein ungleich

⁸³⁰ N. Lithberg, *Schloss Hallwil*. Bde. 1–5 (Stockholm 1925–1932).

⁸³¹ MEYER/STRÜBIN 2002.

grösseres Gewicht zu als den stark fragmentierten, wenig spektakulären, aber gleichwohl wichtigen Befunden von Bümpliz.

Im Nachhinein ist am methodischen Vorgehen bei den ersten Grabungen in der Burg Zug (1967 und 1979) Kritik berechtigt, doch ist zu bedenken, dass die Ausgräber – so hat mir Hugo Schneider mündlich bei Gelegenheit mitgeteilt – nicht wussten, wonach sie eigentlich zu suchen hatten, abgesehen von den vermuteten Resten einer wohl im 13. Jh. errichteten Burganlage. In dieser Hinsicht standen die Grabungen in Bümpliz unter günstigeren Vorbedingungen, denn aus bis ins frühe 11. Jh. zurückreichenden Urkunden war bekannt, dass sich dort ein burgundischer Königshof befunden hatte, für dessen Standort nur das Areal des Alten Schlosses in Frage zu kommen schien.

Dass also die Befunde der ersten Besiedlungsphasen vor ca. 1200 nicht in allseits befriedigendem Ausmass beobachtet und dokumentiert worden sind und erst bei der Auswertung interpretatorisch gedeutet werden mussten, bleibt demnach verständlich. Eher befremden muss gleichwohl die Tatsache, dass offensichtliche Fundamentgruben – seit den Freilegungsarbeiten um 1920 in Lorsch D bekannt – von den Ausgräbern zwar als sackartige Vertiefungen dokumentiert, aber nicht als solche erkannt worden sind. Das erklärt auch, warum sich die heute gültigen bauphasenbezogenen Grundrisse deutlich von den ursprünglich vorgeschlagenen Planrekonstruktionen unterscheiden.

Grundsätzlich erstaunt es allerdings nicht, dass sich das jetzige auf Grund der jahrelangen Auswertungsarbeiten erstellte Bild von der Bau- und Nutzungsgeschichte der Burg Zug in vielen wesentlichen Punkten von den unmittelbar nach Abschluss der Grabungen vorgeschlagenen Deutungen und Datierungen abhebt. Bei einem derart schwierigen und komplizierten Befund, wie ihn die Burg Zug nun einmal bietet, können abschliessende Aussagen erst nach einer umfassenden Auswertung der Funde, der Dokumentation und der Laborberichte (u. a. C¹⁴- und Dendrodaten) erwartet werden.

Und diese Aussagen liegen nun in reicher Fülle vor. Anders als in Bümpliz, wo sich im aufgehenden Mauerwerk an mittelalterlicher Bausubstanz nur ein Torturm aus der Zeit um 1470 erhalten hat, wird der heutige Gebäudekomplex der Burg Zug stark von der mehrphasigen Burganlage des 12. – 14. Jh. geprägt. Allerdings hat diese im Verlaufe der Jahrhunderte – bis hin zur grossen Restaurierung von 1977 bis 1982 – eine Vielzahl grösserer und kleinerer Umgestaltungen erfahren, die nicht nur die Bau-

substanz, sondern auch die Topographie betrafen. Wie sich nun aus der Grabungsdokumentation die Bau- und Siedlungsgeschichte der älteren Phasen aus der Zeit vor 1200 rekonstruieren lässt, so ergibt sich aus den bis ins kleinste Detail aufgezeichneten Beobachtungen am aufgehenden Bau ein lückenloses Bild der architektonischen Entwicklung vom 13. bis ins 20. Jh.

Diese Entwicklung wird mit einer Akribie nachgezeichnet und erläutert, die in der Fachliteratur – nicht nur der Schweiz, sondern auch des Auslandes – einzig dasteht, weshalb es vorläufig auch schwer fällt, für all die beobachteten Details Analogie- und Vergleichsfälle zu benennen. Die künftige Bauforschung auf Burgen, die bis in die Gegenwart hinein in Benutzung sind, wird sich im methodischen Vorgehen und in den Dokumentationsgrundsätzen an der vorliegenden Publikation über die Burg Zug zu messen haben.

2 Die Bedeutung der Funde und Befunde von der Burg Zug für die Archäologie der Neuzeit

Als sich um 1950 mit wissenschaftlichen Grabungen auf Burgplätzen und Ruinen die junge Disziplin der Mittelalter-Archäologie auch mit Burgen zu befassen begann, war von einer Archäologie der Neuzeit noch kaum die Rede. Vor allem Ausgrabungen in Kirchen (mit ihren nachmittelalterlichen Bauphasen und Bestattungen), aber noch mehr in städtischen und dörflichen Siedlungskernen, die Unmengen an Funden und Befunden aus dem 16. – 19. Jh. ans Tageslicht brachten, machten in der Folgezeit indessen klar, dass die Anwendung archäologischer Forschungsmethoden nicht auf die Epochen vor 1500 begrenzt werden durfte. Mittlerweile ist in der Praxis der archäologischen Amtsstellen die Bergung und Dokumentation neuzeitlicher Funde und Befunde zur alltäglichen Routinearbeit geworden, auch wenn eine wissenschaftstheoretische Grundlage für die spezifischen Probleme der Neuzeit-Archäologie immer noch aussteht. Die Archäologie der Neuzeit steht gewissermassen dort, wo sich um die Mitte des 20. Jh. die Archäologie des Mittelalters befunden hat: auf der Stufe «der Jäger und Sammler».

Dies kann nicht nur auf die später einsetzende Beachtung neuzeitlicher Forschungsobjekte zurückgeführt werden. Die Mittelalter-Archäologie, insbesondere die Burgenarchäologie, hatte in der Zeit ihrer Anfänge den

Vorzug, sich auf der Grundlage von Forschungsgrabungen entfalten zu können, die gemäss wissenschaftlichen Fragestellungen geplant waren, während sich die Archäologie der Neuzeit von Beginn weg mit wenig befriedigenden Not- oder Rettungsgrabungen begnügen musste, deren Durchführung unter wissenschaftsfernen Zufälligkeiten zu leiden hatte.⁸³²

Es bedeutete deshalb für die Neuzeit-Archäologie einen ausgesprochenen Glücksfall, dass mit der Erforschung der Burg Zug ein kompletter Gebäudekomplex, über dessen Besitzverhältnisse seit dem 16. Jh. überdies recht gute Quellenangaben vorliegen, hat untersucht werden können – und zwar nicht nur archäologisch im Boden und bauanalytisch am aufgehenden Mauerwerk, sondern auch – und das ist ein Spezifikum der Neuzeit-Archäologie – in Bezug auf Kleinfunde in Böden, Nischen, Mauerritzen und hinter Täferverkleidungen. Musste einstmals mit schmerzlichem Bedauern festgestellt werden, dass in historischen Ortskernen bei Ausubarbeiten archäologisch sensible Schichten unbeobachtet und somit auch undokumentiert zerstört wurden (was heute eigentlich nicht mehr passieren dürfte), kommt es gegenwärtig immer noch häufig vor, dass beim Umbau – und erst recht beim Abbruch – historischer Bauten von Kleinfunden, die sich in Mauerfugen, hinter Wandverkleidungen und vor allem in den Verfüllungen von Zwischenwänden angesammelt haben, keine Notiz genommen wird. So ist beispielsweise vor einigen Jahren in der Churer Altstadt das ganze Archiv einer Handelsfirma des 18. Jh., das als Isolationsmaterial in einem Zwischenboden steckte, abgedeckt und durch einen heftigen Wind über die Stadt verstreut worden.

Da im Unterschied zu den einheimischen Böden, die für wichtige Materialkategorien schlechte Erhaltungsbedingungen bieten, die Hohlräume im aufgehenden Baukörper dank ihrer Trockenheit auch Leder, Holz, Gewebe und Papier konservieren, zeichnet sich im neuzeitlichen Fundspektrum der Burg Zug eine aussergewöhnliche Materialvielfalt ab. Den über 2700 Einzelstücken kommt eine wissenschaftliche Bedeutung zu, die einstweilen – mangels ausreichender Vergleichsbestände – noch gar nicht abschliessend eingeschätzt werden kann. Umso wichtiger und dringlicher war es, das Material gemäss dem heutigen Wissensstand zu publizieren, um es einerseits für künftige Debatten bereitzustellen und es andererseits als eindrückliches Beispiel für ein wissenschaftlich korrektes Vorgehen bei Eingriffen in historische Bauten zu präsentieren.

3 Curtis – Hof – Castrum – Burg – Vesty?

Die im Laufe der Ausgrabungen zutage getretenen Reste einer wehrhaften Überbauung des Areals bringen zusammen mit der schriftlichen Überlieferung neue Argumente in die von Historikern und Archäologen geführte und noch lange nicht abgeschlossene Debatte über das Verhältnis von *curtis* (Herrschaftshof) zu *castrum* (Burg) ein.⁸³³

Die Schriftquellen über Zug setzen Ende des 11. Jh. ein, also gut ein Jahrhundert nach der archäologisch ermittelten Okkupation des nachmaligen Burgareals. Von einer *Burg* Zug ist im 15. Jh. die Rede (*ze Zug die vesty, uf der vesty*, 1423), doch scheinen mit dieser Erwähnung Verhältnisse angesprochen zu werden, die bis ins spätere 14. Jh. zurückreichen.⁸³⁴

Älter sind Nachrichten über einen herrschaftlichen Hof (*curtis* oder *curia*), der den Mittelpunkt eines zunächst nicht genauer fassbaren Güterkomplexes bildete. In einer Urkunde von 1278, in der eine Güteraufzählung sorgfältig zwischen Burg (*castrum*), Stadt (*oppidum*) und Herrschaftshof (*curtis*) unterscheidet, findet sich die Formulierung *oppidum Zuge et curtem seu curiam ibidem et officium exterius cum omnibus attinenciis bonis attinentibus antedictis*, womit ausser der Stadt und dem Hof auch das Zuger Herrschaftsgebiet angesprochen wird.⁸³⁵ Ein 1240 bezeugter *Arnoldus de Zuge minister* (Dienstmann) *domini comitis Hartmanni de Kyburch* ist wohl mit diesem Herrenhof in Verbindung zu bringen. In der Zeit der habsburgischen Herrschaft über Zug (1273 bis um 1400) wird der Hof von Zug wiederholt genannt, vor allem im habsburgischen Urbar von ca. 1307 und in den Pfandrödeln des ausgehenden 13. Jh.⁸³⁶ Allerdings geht es in den betreffenden Belegstellen um den zum Hof gehörenden Güter- und Rechtsverband und nicht um den Gebäudekomplex, der dessen Zentrum bildet. Nur die oben zitierte Urkunde von 1278 könnte als möglicher Hinweis dahin interpretiert werden, dass sich der Hof ausserhalb der (damaligen) Stadt befand.

Es gilt jetzt nach Vorliegen der archäologischen Befunde, diese irgendwie mit den oben aufgeführten Schriftquellen in Verbindung zu setzen. Aus den Siedlungsresten der Phase I, die in die Zeit zwischen dem 8. und frühen

⁸³² Zum gegenwärtigen Stand der Neuzeit-Archäologie vgl. die Ergebnisse der Tagung ESTMA V vom April 2002 in Bamberg (Drucklegung in Vorbereitung).

⁸³³ Zur *curtis-castrum*-Diskussion vgl. BÖHME 1991/1, 195 ff., und 2, 303 ff.

⁸³⁴ Vgl. Kap. I.4 sowie QW I/1 und 2, Register s. v. Zug.

⁸³⁵ QW I/1, Nr. 1253.

⁸³⁶ HU II/2, Register s. v. Zug.

11. Jh. zu datieren sind, können keine sicheren Schlüsse gezogen werden, da sich von der Begrenzung des Areals nichts erhalten hat. Es muss folglich offen bleiben, ob eine Palisade mit vorgelagertem Graben – analog zum Befund in Bümpliz des 10./11. Jh. – den Platz umgeben hat. Immerhin sollte die Identität des Standortes im Hinblick auf die späteren Phasen als Hinweis auf eine funktionell-rechtliche Vorläuferanlage nicht ausser Acht gelassen werden.

Ein klareres Bild ergibt sich aus den Befunden von Phase II, namentlich IIb. Die erhaltenen Reste belegen für das 11./12. Jh. einen Siedlungsplatz, der sich mit seiner gemörtelten Umfassungsmauer und der an der Basis zweifelsfrei nachweisbaren Mottenanschlüttung als wehrhaft-repräsentative Anlage zu erkennen gibt. Handelt es sich um eine Burg bzw. ein *castrum* im Sprachgebrauch der Zeit um 1100? Die Frage ist klar zu verneinen. Soweit im 11. und frühen 12. Jh. in den rechtsverbindlichen Urkundentexten von identifizierbaren *castra* die Rede ist, handelt es sich stets um Anlagen, die von bäuerlichen Siedlungen deutlich abgesetzt und an schwer zugänglichen Standorten wie Bergkuppen, Felsspornen oder Inseln errichtet sind. Für die sanfte Erhebung, auf der die Burg Zug steht, trifft dies umso weniger zu, als sich der Platz inmitten römisch-frühmittelalterlichen Altsiedellandes befindet.

Der Begriff der *Motte* ist ein moderner Terminus für eine bewohnbare Wehranlage auf einem künstlich hergerichteten, meist aufgeschütteten Hügel.⁸³⁷ Der Begriff lässt indessen die Frage offen, ob eine mottenartige Wohn- und Wehranlage als *curtis* oder als *castrum* gegolten hat. Mittlerweile sind im südlichen deutschen Sprachraum verschiedene Motten archäologisch untersucht worden, die wegen ihrer Lage an der Peripherie einer Dorfsiedlung als *curtes* oder *curiae* angesprochen werden. Die frühe Wehranlage von Zug (Phase IIb) scheint in der Konstruktionsweise und im Standort diesem Schema zu entsprechen. Deshalb können gegen die These, die in den Schriftquellen bezeugte *curtis* von Zug habe sich auf dem Areal der nachmaligen Burg befunden, die funktionell wiederum die Nachfolge des Hofes angetreten hätte, keine ernsthaften Bedenken erhoben werden. Dies umso mehr, als mittlerweile viele aus einem älteren Herrschaftshof herausgewachsene Niederungsburgen in Ortsnähe bekannt geworden sind.

Freilich besteht insofern ein terminologisches Problem, als in der schriftlichen Überlieferung die Zuger Wehranlage bis ins 14. Jh. hinein als Hof bzw. als *curtis* oder *curia* bezeichnet wird, der archäologische Befund

aber ab Phase III (12. Jh.) Bauformen verrät, die man für sich allein genommen – das heisst ohne die Kenntnis der Schriftquellen – bedenkenlos als Reste einer hochmittelalterlichen Burg deuten würde.

Das Problem tritt nicht nur in Zug auf. Es begegnet uns etwa in Bümpliz, wo auf dem Areal der *curtis* um die Mitte des 13. Jh. ein mächtiger Rundturm errichtet und wenig später in Ansätzen ein mit Ecktürmen bewehrtes Mauergeviert geplant wird, wobei sich die Bezeichnung *curia* (Hof) in den Schriftquellen trotzdem bis ins 15. Jh. hinein behauptet.

Anscheinend beruht das Terminologieproblem auf irrigen oder zumindest unvollständigen Vorstellungen darüber, wie im Hochmittelalter eine *curtis* ausgesehen hat. Vielleicht beruht dieses falsche Bild auch auf der Überschätzung der Rechtswirksamkeit von normativen Quellen wie dem Sachsenspiegel, der die Ausstattung eines Hofes mit Weherelementen verbietet.⁸³⁸ Gestützt auf archäologische und bauanalytische Befunde, wie sie in Zug vorliegen, haben wir davon auszugehen, dass ein früh- oder hochmittelalterlicher Herrschaftshof vom 12. Jh. an burgmässige Bauformen (Wehrmauern mit Zinnen, feste Türme, verteidigungsfähige Toranlagen) annehmen kann, in den Schriftquellen aber trotzdem noch lange Zeit als *curtis/curia* geführt wird.

Von der baulichen Erscheinung her hat sich demnach – so unsere zwar nicht schlüssig beweisbare, aber jedenfalls plausible Schlussfolgerung – die *curtis* von Zug seit dem Ausgang des 12. Jh. als Burganlage präsentiert.

4 Burgentypologische Fragen

Seit den Anfängen der bauhistorischen und kunstgeschichtlichen Beschäftigung mit mittelalterlichen Burgen im 19. Jh. ist über typologische Fragen viel geschrieben worden, von dem sich das meiste – namentlich seit dem Vorliegen archäologischer Befunde – als wissenschaftlich unbrauchbar herausgestellt und mehr zu Begriffsverwirrungen geführt als zum Verständnis des Phänomens Burg beigetragen hat.⁸³⁹ Versuche, mehrteilige und mehrphasige Burganlagen in irgendein Typensystem einzufügen, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt, wie auch am Beispiel der Burg Zug gezeigt werden kann, für die erst von Phase IV an (ab 1. Hälfte 13. Jh.) der typologische Begriff «Turmburg» in Erwägung gezogen werden darf. Wenn nachstehend einige typologische Fragen und Zuweisungen zur Diskussion gestellt werden, so geschieht dies stets ausgehend entweder von einzelnen Phasen und deren

Bauaktivitäten oder von markanten Baukörpern (z. B. dem Hauptturm).

Die archäologischen Reste aus Phase I entziehen sich einem typologischen Zugriff, weil weder die fassbaren Gruben noch die Pfostengruben funktionell oder baulich eindeutig bestimmbar sind und die äussere Begrenzung des Siedlungsplatzes nicht mehr erhalten ist. Grundsätzlich passt eine kleinteilige Überbauung aus Holz ins Bild bäuerlicher, ober-schichtlicher Siedlungsplätze aus der Zeit um 1000.

Deutlicher treten die Befunde aus Phase II in Erscheinung, wenigstens an der Peripherie des Areals. Ihre burgentypologische Deutung bereitet indessen Schwierigkeiten. Die um 1100 in Phase IIb errichtete Umfassungsmauer entspricht mit ihrem Verlauf, der ein unregelmässiges, dem Gelände folgendes Oval beschreibt, den frühen, eher schwachen Ringmauern des 11./12. Jh., wie wir sie von Niederungs- und Höhenburgen her kennen. Üblicherweise schliessen aber diese Mauern ein mehr oder weniger ebenes Areal ein, auf dem einzelne Bauten meist in Holz, gelegentlich auch in Stein errichtet sind. Dass jedoch eine solche Umfassungsmauer die Basis einer Motte umgibt, eines künstlich aufgeschütteten Hügels, dessen Steilanstieg direkt am inneren Mauerfuss ansetzt, muss als ungewöhnlich bezeichnet werden. Palisaden am Fusse von Motten sind bekannt und mehrfach ergraben, desgleichen Palisaden, welche dem Rand der Hügelkuppe folgen. Leider wissen wir nicht, welche Art von Gebäude (oder Gebäuden?) sich auf der Kuppe der Motte erhoben hat, da diese im Zuge der Baumassnahmen in Phase III (12. Jh.) wieder abgetragen worden ist. Vielleicht ist das Konzept von Phase IIb so zu rekonstruieren, dass um die Anlage herum eine Ringmauer gezogen, im Zentrum des Areals – ungefähr an der Stelle des nachmaligen Hauptturmes – ein starkes Gebäude mit geringer Fundamenttiefe errichtet und dieses zum Abschluss von der Ringmauer aus durch eine künstliche Anschüttung «eingemottet» worden ist. Beispiele für solche Anschüttungen sind archäologisch bezeugt, auch für das Gebiet der Schweiz.⁸⁴⁰ Leider erlauben die erhaltenen Reste aus Phase IIb keine schlüssige Beweisführung für diese These. Sie mag aber wenigstens als plausibler Deutungsvorschlag für die typologisch doch etwas aus dem Rahmen fallende Verbindung von Motte und Ringmauer zur Diskussion gestellt werden.

Als burgenkundlich unerwartet bedeutsam erweist sich der Baubefund von Phase III. Die ursprüngliche These einer halbrunden, dem Hauptturm vorgelagerten «Schildmauer» hat nie zu befriedigen vermocht und muss

auf Grund der Grabungsdokumentation nun endgültig fallen gelassen werden. Das erhaltene Fragment dieser vermeintlichen Schildmauer gehört ursprünglich zu einem geschlossenen, leicht unregelmässigen Mauerring von etwa 19–20 m Innendurchmesser. Dieser wird in einem Abstand von 3 m bis 7 m konzentrisch von der älteren Umfassungsmauer aus Phase IIb – die aber teilweise erneuert wurde – umgeben. Diese Neugestaltung setzt die Abtragung der Mottenanschtüttung und der zentralen Überbauung aus Phase IIb voraus.

Zunächst erweckt der innere Mauerring mit seiner Stärke von 1,3 m bis 2 m und seinem genannten Innendurchmesser den Eindruck einer so genannten Mantelmauerburg, bei der sich die Gebäude mit zentralen Funktionen hinter der hoch aufragenden Ringmauer bergen. Je nach Vorgabe des Geländes kommen rundlich-ovale und unregelmässige, polygonale Grundrisse vor. Typologisches Hauptmerkmal solcher Anlagen ist aber, dass die schützende «Mantelmauer» identisch mit der äusseren Begrenzung des Areals ist, das heisst, dass sie dem inneren Rand des Burggrabens oder – bei Höhenburgen – der Geländekante am Rand des Bauplateaus folgt. Genau dieses charakteristische Merkmal der «Mantelmauerburg» trifft aber auf Zug nicht zu, denn hier ist dem inneren Mauerrund – wie bereits erwähnt – allseits eine Umfassungsmauer vorgelagert, sodass zwischen dem inneren und dem äusseren Mauerring ein zwingerartiger Hof zu liegen kommt. Dieser war in das Burgleben integriert, wie der u. U. schon in Phase III errichtete Schachtbrunnen auf der Westseite des Areals belegt.

Wie sollen wir den inneren Mauerring funktionell und typologisch deuten? Mit seinem Innendurchmesser von gut 20 m war er mit Sicherheit nicht komplett überdacht. Wir haben vielmehr an eine Überbauung zu denken, die inwendig an den Mauerring angelehnt war, diesen aber nicht überragte und um einen zentralen Hof angeordnet war. Der Mauerring erreichte eine Höhe von wenigstens 8 m, vielleicht sogar um die 10 m und war vermutlich mit Zinnen und einem Wehgang ausgestattet.

Dieses Erscheinungsbild erinnert stark an einen vor allem in Westeuropa, namentlich in England, verbreiteten Bautyp, für den sich die Bezeichnung *Shell-Keep* eingebürgert hat.⁸⁴¹ Mit aller Vorsicht soll deshalb hier die These vorgebracht werden, der Grundriss von Zug/Phase III be-

⁸³⁷ HINZ 1981, 11 ff.

⁸³⁸ Sachsenspiegel, Landrecht, III 66 §3.

⁸³⁹ MEYER 2001.

⁸⁴⁰ «Einmottungen» bei HINZ 1981, 78 ff. – Beispiele aus der Schweiz: Rickenbach SO, Altenberg BL.

⁸⁴¹ HINZ 1981, 48 ff.

ruhe auf der Rezeption dieser westeuropäischen Bauform, wobei mangels archäologisch überprüfter Befunde einstweilen offen bleiben muss, ob Zug zusammen mit einigen anderen Anlagen von ähnlichem Grundriss eine bisher nicht beachtete regionale Typengruppe bilden könnte.

Dass im 12. Jh., als die Bauten von Phase III entstanden, in der Umgebung von Zug die Mörtelbauweise noch nicht stark verbreitet war, zeigt sich am Kalkbrennofen, der eigens für die vorgesehenen Bauaktivitäten an der nördlichen Peripherie des Areals angelegt werden musste. Unabhängig von der Frage, wie die Wehranlage von Zug in den Urkunden bezeichnet wurde – von der äusseren Erscheinung her präsentierte sich der Baukomplex von Phase III mit seinem mutmasslichen *Shell-Keep*, seiner äusseren Ringmauer und seinem postulierten, aber nicht mehr erhaltenen Graben jedenfalls als Burg im Sinne des mittelalterlichen *Castrum*-Begriffes.

Dieser Eindruck wird in Phase IV (1. Hälfte 13. Jh.) noch verstärkt. Um die Anlage herum wird ein Graben mit äusserer Futtermauer gezogen, der mit seiner Breite und Tiefe mutmassliche, bescheidener dimensionierte Vorläufer zum Verschwinden bringt. Die Toranlage auf der Südwestseite der Ringmauer erfährt eine Verstärkung, die Ringmauer eine Erneuerung, desgleichen der bereits in Phase III angelegte Schachtbrunnen. Vor allem aber entsteht nun innerhalb des *Shell-Keep* ein mächtiger, quadratischer Hauptturm mit einer Mauerstärke von etwa 1,9 m und einer Seitenlänge von 9 m. Er dürfte auf der von den Randbauten des *Shell-Keep* frei gelassenen Fläche des Innenhofes errichtet worden sein, sodass die bisherigen Wohnbauten weiter benützt werden konnten, bis der Turm fertig gestellt war; eine Lösung, die für viele zentrale, erst nachträglich errichtete Haupttürme anzunehmen ist.

Das zu Phase IV gehörende Mauerwerk des Turmes misst in seiner erhaltenen Höhe 12,5 m. Wie der obere Abschluss ausgesehen hat, bleibt unsicher. Ein hölzerner bzw. aus Fachwerk bestehender, vorkragender Obergaden ist als die wahrscheinlichste Lösung zu betrachten, einerseits weil die Innenräume des steinernen Turmgehäuses allein zu wenig Platz für die Wohn- und Repräsentationsbedürfnisse der Burgsassen boten, andererseits weil im 13. Jh. der weitaus grösste Teil der Haupttürme mit solchen vorkragenden Obergaden ausgestattet war.

In der Bauweise – starke, tiefe Fundamentierung mit vorspringenden Absätzen, bossierte Eckquader, Findlinge aus der näheren Umgebung und bossierte Quader aus Süsswassertuff – fügt sich der Zuger Turm problemlos

in das variantenreiche Erscheinungsbild der viereckigen Burgtürme des 13. Jh. im kyburgischen Einflussbereich ein.⁸⁴²

Mit dem Einbau eines dominierenden Hauptturmes erhielt die Burg Zug den Charakter einer «Turmburg», zumal für Phase IV anfänglich keine weiteren markanten Gebäude unter Dach bezeugt sind. Freilich erhob sich der Turm nicht lange als freistehender Baukörper. Wachsende Raum- und Repräsentationsbedürfnisse liessen bald Annexbauten entstehen, welchen – zum Teil auf Kosten des Verteidigungswertes – Obergeschosse aus Fachwerk aufgesetzt wurden. Auch der Turm erhielt eine Aufstockung. Um die Wende vom 13. zum 14. Jh. setzte eine komplizierte, kontinuierliche Bauabfolge ein, die erst um 1500 einen vorläufigen Endstand erreichte (Phasen V–VIII). Die baugeschichtlichen Einzelheiten müssen hier im Einzelnen nicht verfolgt werden. Insgesamt erlebte die Burg Zug im Spätmittelalter jenen für Kleinburgen im Gebiet der Schweiz typischen Wandel von der wehrhaften herrschaftlichen Feste zum repräsentativen, vornehmen Schloss im Sinne eines «Patriziersitzes». Diese Entwicklung hatte in der Neuzeit ihre Fortsetzung mit barockisierenden Umbauten, die den einstigen Wehrcharakter immer mehr in den Hintergrund treten liessen, der nach der Errichtung der äusseren Zuger Stadtmauer um 1530 ohnehin obsolet wurde.

Aus burgenkundlicher Sicht ist zu begrüssen, dass all diese Veränderungen die mittelalterlichen Baukörper insgesamt respektierten, obwohl sie diese zwar wiederholt etwa durch Tür- und Fensterdurchbrüche oder neue Dachformen tangierten. Dadurch war es möglich, im Zuge der grossen Restaurierung um 1980 den spätmittelalterlichen Burg- oder Schlosscharakter des Gebäudekomplexes ohne nennenswerte Rekonstruktionen wieder sichtbar zu machen.

5 Archäologische Befunde zur Belagerung von 1352

Die zeitgenössischen Quellen über die Belagerung von Zug durch die Eidgenossen enthalten Informationen über das politische Umfeld des Konfliktes und den erzwungenen Beitritt Zugs zum eidgenössischen Bündnissystem, aber keine näheren Angaben zum Verlauf der Kampfhandlungen. Und im Unterschied zur Feste Neu-Habsburg bei Meggen LU, deren Erstürmung und Zerstörung im selben Jahre 1352 ausdrücklich festgehalten wird, finden sich keine Hinweise auf ein eidgenössisches Vorgehen

gegen die Burg Zug. Da diese damals ausserhalb der ummauerten Stadt lag, bedurfte es zu ihrer Eroberung einer von der Belagerung der Stadt getrennten Aktion.

Wie die archäologischen Befunde zeigen, ist die Burg Zug 1352 abgebrannt. Dass dieses Ereignis keinen Niederschlag in den erzählenden Quellen gefunden hat, ist wohl damit zu erklären, dass es sich beim Kampf um die Burg um ein Unternehmen handelte, das im ganzen Geschehen nur einen Nebenschauplatz darstellte.

Immerhin liegt ausser den deutlichen Hinweisen auf einen Brand ein interessanter Befund vor, der für unsere Kenntnisse mittelalterlicher Belagerungstechnik nicht ohne Bedeutung ist: Offenbar haben 1352 die Angreifer vom westlichen Hof aus einen Stollen unter dem Turmfundament hindurch gegraben, um ins Innere des festen Gebäudes zu gelangen. Solche Belagerungsstollen sind an sich bekannt. 1309 haben sich im Blutrachekrieg gegen die Mörder König Albrechts I. die habsburgischen Belagerer mittels eines solchen Stollens Eintritt ins Innere der Burg Altbüren LU verschafft.

Das Besondere am Zuger Angriffsstollen besteht darin, dass er vom Burghof aus vorgetrieben worden ist, also von einem Punkt aus, der im unmittelbaren Wirkungsbereich der Verteidiger und ihrer Geschosse lag. Wir haben daher wohl davon auszugehen, dass den Turm keine besonders kampfbegierige Truppe besetzt hielt, sondern nur eine schwache Mannschaft ohne nennenswerte Schlagkraft, die sich in dem festen Gebäude einschloss und auf den Entsatz durch ein habsburgisches Heer hoffte, mit dem gemäss den Schriftquellen gerechnet wurde. Diese Tage des Abwartens benützten die Belagerer, um sich in aller Ruhe unter der Mauer hindurchzuarbeiten und so die paar Verteidiger – vielleicht waren auch Frauen und Kinder dabei – zur Übergabe zu zwingen.

Wenn es den Angreifern nur darum zu tun gewesen wäre, die Burg in Brand zu stecken – und sich dadurch der Aussicht auf Beute zu berauben –, hätten sie dieses Ziel mit Brandpfeilen gegen die hölzernen Obergaden leichter erreichen können. Es ist deshalb anzunehmen, dass die Belagerer, um ihrer bekannten Beutegier zu frönen – denn die Stadt Zug konnte man ja nicht gut plündern – die Burg einnahmen, ausraubten und erst zum Schluss, gewissermassen zum Abschied, verbrannten. Im Gegensatz zur Feste Neu-Habsburg, die nach dem Niederbrennen auch noch systematisch durch Untergraben der Mauern abgebrochen wurde, verzichteten die Sieger in Zug auf eine Schleifung, sodass die Burg umgehend wieder in einen bewohnbaren Zustand versetzt werden konnte.

6 Aussagen über das Leben in der Burg

Zu den hauptsächlichen Forschungszielen der Mittelalter- und Neuzeit-Archäologie gehört die Rekonstruktion des aus Schrift- und Bildquellen nur lückenhaft erschliessbaren Alltagslebens in seiner ganzen Breite. Die bekannten Verluste des ursprünglich abgelagerten Materials – bedingt durch Auflösung im Boden, Umlagerungen und Abtransporte sowie neuerdings auch durch die kriminelle Verwendung von Metalldetektoren – führen indes auch im günstigsten Fall stets nur zur Überlieferung eines bescheidenen, in seiner Zusammensetzung meist zufälligen Bruchteils all dessen, was die früheren Generationen hinterlassen haben. Somit sinken die einzelnen Funktions- und Materialkategorien oft unter jene kritische Masse, die für eine statistische Auswertung erforderlich ist. Dennoch ist es auch im Falle von eher spärlichen Fundmengen unbedingt geboten, das Material gesamthaft vorzulegen, da für typologische Vergleiche, die Erstellung von Verbreitungskarten und Untersuchungen zu sozialen Zusammenhängen auch Einzelbelege von Wert sein können.

Das mittelalterliche Fundmaterial der Burg Zug bewegt sich insgesamt in bescheidenen Mengen und ist – wie von den Schichtenverhältnissen her nicht anders zu erwarten – kaum stratifiziert. Es passt allerdings ins bekannte Fundspektrum von Kleinburgen des 11. – 14. Jh. im nördlichen Alpenvorraum, auch wenn gewisse sonst häufig auftretende Leitformen – Sporen, Hufeisen, Schnallen – nicht vertreten sind.

Dass die Ofenkeramik erst mit Typen des späteren 12. Jh. einsetzt, vermag nicht zu erstaunen, sind doch bisher die frühesten Kacheltypen, die bis ins 11. Jh. zurückreichenden Topfkacheln, in Fundstellen am Alpenrand nicht belegt. Umgekehrt entspricht es auch den bisherigen Beobachtungen, dass von 1300 an die Zuger Ofenkeramik der allgemeinen, von den städtischen Zentren wie Zürich oder Luzern diktierten Entwicklung ohne Verzögerung folgt. Leider erlauben die Ofenkachelfunde keine sicheren Aussagen zur Frage, wieviel Räume in der Burg vor dem 14. Jh. tatsächlich mit Kachelöfen ausgestattet waren.

Zwei burgenkundlich interessante Fragen vermag das Fundmaterial nur unbefriedigend zu beantworten. Einmal bleibt offen, wann auf der Burg Zug erstmals Fenster mit Butzenscheiben verglast worden sind, und zum anderen fehlen sichere Informationen über den Beginn der Ziegelbedachung. Da im Fundmaterial praktisch keine

⁸⁴² REICKE 1995, bes. 35 ff.

Hohlziegel («Mönch und Nonne») vertreten sind, ist anzunehmen, dass diese seit dem 13. Jh. auf Burgen nachweisbare Bedachung in Zug noch nicht angewandt worden ist. Flach- oder Biberschwanzziegel kommen schon im 14. Jh. vor, doch fehlen in der Burg von Zug Anzeichen für ein solch frühes Auftreten. Es ist deshalb anzunehmen, dass die Dächer der 1352 in Flammen aufgegangenen Burg mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Diese Annahme wird durch das Auftreten von Schindelnägeln (ab Phase VI) gestützt. Sichere Hinweise auf Ziegelbedachung liegen erst im 15. Jh. vor, als auch in Bümpliz – eine weitere interessante Parallele – Dachziegel das Stroh ablösten.

Einige Funde – z. B. Trinkgläserfragmente, Wildtierknochen – deuten auf den gehobenen Stand der Burgsassen im Mittelalter hin, was allerdings nicht mehr als eine Bestätigung der aus den baulichen Befunden hervorgehenden Erkenntnisse bedeutet.

Wie bereits angedeutet, musste mit der Interpretation der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Kleinfunde weit gehend Neuland betreten werden, zumal sich einigermaßen vergleichbare Komplexe – wir denken an diejenigen von Hallwil AG, Bümpliz BE oder Mülenen SZ – ausschliesslich aus Bodenfunden zusammensetzen, während das Zuger Material zu einem grossen Teil aus Hohlräumen des aufgehenden Baues stammt und damit auch

bislang noch nicht relevante Fragen nach den Hintergründen der Ablagerung oder Deponierung aufwirft.

Wenn im reichhaltigen Fundmaterial von Hallwil AG manche Einzelstücke und Fundkategorien fehlen, die uns in Zug als Relikte Oberschichtlich-patrizischer Lebensformen begegnen, lässt sich das primär mit den unterschiedlichen Fundumständen erklären. In Mülenen SZ dagegen spricht das Fundgut eindeutig für einen sozialen Abstieg der Burgbewohner, für eine «Verbauerung» der Anlage vom 15. Jh. an bis zur Auflassung um 1600. Der Vergleich zwischen dem Mülener und dem Zuger Material zeigt demnach zwei gegensätzliche Tendenzen auf: für Zug diejenige des gehobenen, den jeweiligen Moden und Standesbedürfnissen angepassten Lebensstils der eidgenössischen Führungsschicht, für Mülenen diejenige des ökonomischen und sozialen Abstiegs einer kleinen Burg abseits eines städtischen Zentrums.⁸⁴³

Diese Andeutungen mögen zeigen, wie künftig frühneuzeitliche Funde und Befunde im sozialen Kontext vergleichend analysiert werden könnten. Voraussetzung dafür ist ein Vorgehen bei der Bergung und Dokumentation, wie es im Falle der Burg Zug vorbildlich durchexerziert worden ist.

⁸⁴³ MEYER 1970, 336 ff.